



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wienbarg über sich selbst : (Aus Kühne's "Porträts und Silhouetten".)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wienbarg über sich selbst. *)

(Aus Kühne's „Porträts und Silhouetten“.)

Ein altes goldschnittiges, in rothen Sammt gebundenes Gesangbuch belehrt mich auf den ersten weißen genealogischen Blättern, daß ich am 25. December (am ersten Weihnachtstage) 1802 geboren bin. Meine Familie, väterlicherseits, stammt aus Schwedisch-Pommern, der Sage nach aus Schweden selbst. Mein Urgroßvater rettete durch die Kenntniß der schwedischen Sprache sein Haus, als Altona durch den General Steenbock in Brand gesteckt wurde. Er war ein Hufschmidt, wie mein Großvater, mein Vater und jetzt mein einziger ältester Bruder, der aber zugleich, wie mein Vater, ein ansehnliches Geschäft als Wagenbauer mit der Schmiede verbindet. Mein im

*) Diese selbstbiographische Skizze scheint uns so bezeichnend für Rudolf Wienbarg, den eigentlichen Urheber des jungen Deutschland, daß wir nicht umhin konnten, sie — ihrem wesentlichen Inhalte nach — unseren Lesern hier mitzutheilen. Wienbarg hat kein zahlreiches Publicum: dem gewöhnlichen Leihbibliothekenleser dürfte er vielleicht gar unbekannt sein. Er hat wenige, aber innige Verehrer. Selbst diejenigen, die einen mehr beschaulichen, als productiven Kopf gering anzuschlagen geneigt sind, werden anerkennen müssen, daß das Poetische, Jugendlichke und wahrhaft Berechtigte der jungdeutschen Tendenzen sich am reinsten in diesem ästhetisch-politischen Agitator ausgesprochen hat. Vielleicht hängt die stolze Sprödigkeit, der keusche germanische Purismus Wienbarg's mit der, so oft angeklagten Trägheit und Unfruchtbarkeit seiner glänzenden Feder zusammen. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf Kühne's „Porträts und Silhouetten“ (Hannover bei Riis) aufmerksam. Das Buch enthält die Früchte einer mehrjährigen journalistischen Thätigkeit und ist für die Literatur- und Culturgeschichte des vorigen Jahrzehnds von Wichtigkeit. Wir kommen nächstens darauf zurück.
Die Red.

zweiundachtzigsten Jahre gestorbener Vater war ein starker, ehrenfester, freimüthiger, etwas leidenschaftlicher Mann, von viel natürlichen Gaben, und wie in Allem, so auch in der Religion Naturalist, dabei Zeitungen- und Bücherfeind, obwohl er in seinen Knabenjahren mit dem späteren gelehrten Generalsuperintendenten des Herzogthums Schleswig-Holstein, Adler, durch die lateinische Schule gelaufen war und ich die ersten lateinischen Brocken scherzhaft aus seinem Munde lernte. Von Verfassungen hatte er keinen Begriff, aber er war in seiner Person gründlicher Republikaner, wie noch jetzt mein Bruder, der sein Ideal in den nordamerikanischen Freistaaten sieht. Meine ebenfalls verstorbene Mutter war die Tochter eines Advocaten aus dem hannoverschen Flecken Ottersberg bei Bremen, nie rastende Hausfrau und ein liebes, treues, frommes heiter ernstes Gemüth, aller Armen Mutter und für ihre Kinder, namentlich für mich, ihren Liebling, die aufopfernde Liebe selbst. Nur zufällig kam ich in meinem dreizehnten bis vierzehnten Jahre auf das Altonaer Gymnasium, da ich erst eine Stadtschule, dann eine Handelsschule besuchte und zu einem Vetter in Baltimore aufs Comtoir wollte. Die Erinnerungen meiner Knabenzeit bis zu diesem Alter sind rosig. Mein Gedächtniß geht bis zur Pockenimpfung zurück. Ich war ein großer Taugenichts, Perückenzipfer meiner Lehrer, Dachkletterer, Generalanführer in den Schlachten der Gassenjungen, doch gutmüthig und bei Groß und Klein beliebt. Daß ich neben dem Schulbesuche und dem frohen tollen Wesen heimlich immatriculirter Studiosus einer Leihbibliothek war, versteht sich von selbst. Meine Gymnasiafenjahre wären ohne Zweifel fruchtbarer für mich gewesen, falls nicht die aufgelöste Zucht, die Unfähigkeit mancher Lehrer und der todte Buchstabenbetrieb Anderer meinen guten Willen paralyßirt hätten; doch verwahrte mich das heiter glückliche Familienleben, das ich führte, vor allem Nothen. Meinen Schwestern verdanke ich viel, so wie ihren weiblichen Bekanntschaften und den Hausfreunden; ich kann sagen, daß ich unter Gesang, Guitarrenspiel, hübschen Mädchen, froh unschuldigen Tänzen, belehrenden Gesprächen die Abende dieser unvergeßlichen Zeit hingebracht habe. Ostern 1822 bezog ich die Universität Kiel, nachdem ich eine gereimte deutsche Abschiedsrede im Hörsaale des Gymnasiums unter manchen Thränen der weiblichen Zuhörerschaft gehalten hatte. Den Anforderungen, diese Rede in Druck zu geben, widerstand ich

flüchtig. Das einzig Eigenthümliche darin war die frühauß in mir brennende und nur mit meinem letzten Athemzuge erlöschende Liebe oder Knechtschaft für das Schöne, aus der ich Alles, Religion, Menschlichkeit, Liebe abzuleiten und zu erklären mich gedrungen fühlte. Aber schon damals, als ich jene Rede schrieb, wie jetzt, hatte ich „die Scheu des Wortes“, wie überhaupt der persönlichen Aeußerung des Tiefsten in meinem Gemüth, was ich (familienfehlerhaft) als Profanation empfinde und wodurch meine bisherige Schreiberei den gar besonderen Charakter, bald wortschwellender Bilderberedsamkeit, bald wortfarger Hack- und Schlaggedanken angenommen hat. Dies läßt mich glauben, daß ich im Dramatischen, wo man unpersönlich für Andere redet, das Feld meines Talentes suchen muß, wie ich denn schon im vierzehnten bis fünfzehnten Jahre den Versuch machte, die Historie des Cato von Utica zu dramatisiren. In Kiel ließ ich mich als studiosum theologiae immatriculiren, mehr meiner Mutter als einem inneren Antriebe zur Liebe. Ich studirte Kirchengeschichte und Dogmatik, oder vielmehr Dogmatiker, einen hinter dem andern, bis endlich Schleiermacher den Reigen beschloß und mich, wider seinen Willen, zur Philosophie führte. Dem ganzen Studium der Theologie und jeder darauf gebauten Lebensausicht sagte ich im Stillen Lebewohl, und dies ist der einzige Kampf, den mich die Religion oder vielmehr der Kirchenglaube gekostet hat: der Kampf zwischen der Liebe zu meiner Mutter und der Pflicht, mich vor der Heuchelei eines ungläubigen Priesterthums zu bewahren. Die Religion selbst hat mir niemals Gewissensunruhe und Glaubenskämpfe bereitet. Ich erinnere mich, daß ich schon als kleines Kind den dogmatisch-mythischen Inhalt der Bibel und der Gesänge und Gebete, die ich auswendig lernte, dunkel als fremde Poesie aus dem Heiligendreifönigsland auffaßte und eine gewisse kindlich naive Subjectivität dagegen behauptete; ja ich kann sagen, daß ich mit allen diesen Lehren und Wundern nur durch die Liebe zu meiner frommen und gläubigen Mutter zusammenhing — wie ich noch jetzt in keinen christlichen Tempel treten und die Orgel hören kann, ohne zugleich an den Verfall einer ehemaligen religiösen Herrlichkeit und an die im Grabe ruhende Vielgeliebte trauernd wehmüthig zu denken. Später, in meinem gereiften Lebensalter reichte ein einziger unvergeßlicher Moment, ein Gedankenblitz in einer schönen Nacht unterm Sternenhimmel hin, um mich für

Zeit Lebens vor allen bornirten Vergötterungen und dogmatischen Ausschließlichkeiten auf dem dunklen Erdenkloß in Schutz zu nehmen, und mich statt dessen mit dem einzigen positiven Gefühl zu durchdringen, daß die Menschen, wären sie minder blind und egoistisch, ihr flüchtiges Erdendasein göttlich froher genießen könnten. — Epoche in meinen philosophischen Studien machte die Bekanntschaft mit dem edlen Erich von Berger (*), dem leisen, frommen, dichterisch tiefen Naturdenker, den Hegel nur durch Keckheit und Alles umschnürende Systembauerei überragte, dem einzigen sokratischen Geist der neueren Philosophie. Unvergeßlich werden mir die wöchentlichen disputatorischen Zusammenkünfte sein, denen er präsidirte. Das erste Object unserer Disputationen war die Kant'sche Philosophie, bei der mein Selbststudium Posto gefaßt hatte. Mit Vergnügen ließ ich mich verdrängen, ja wurde einer der ersten, welcher den Speer gegen die Kategorien fehrte und mich für die Geltung der Natur der Dinge und der aus dem Nichts bis zur Gottheit aufsteigenden Weltwesenverkettung erklärte. Ich glaube, daß Berger und Hegel in den Resultaten zusammentrafen; aber ein Unterschied hielt mich an jenem fest und von diesem zurück. Berger eilte und drängte nicht zum systematischen Abschlusse, wie Hegel, er gab seinen Schülern nicht den unseligen mechanischen Schlüssel dialektischer Witzspiele, in dessen Besitz der Dümme sich vermischt, die Geheimnisse des Alls und die Tiefen der Geschichte aufzuschließen, er setzte schöpferische, naturbegabte, aus sich heraus philosophirende Talente voraus. Wie rasch und freudig ich in diesem, leider nur kurzen Abschnitte meines Lebens an Erkenntniß gewachsen bin, kann ich mit Worten nicht aussprechen. Es war im letzten Semester meines dritthalbjährigen Aufenthalts in Kiel. Im Grunde komme ich nur, nach manchen geistigen Irrfahrten, auf unseren alten Wolfgang Goethe zurück, der mir bereits in frühesten Zeit Priester meines Natur-Menschencultus war, und den ich damals in seinen physikalischen Werken bewunderte. Diese Studien, mein Burschenleben (ich war einer der besten Fechter der Universität), und eine leidenschaftliche Liebe zu der Tochter eines dortigen Professors lassen mich jene Zeit als die Pointe meines Lebens betrachten; und in der That nahm ich mit dem schwersten Herzen Abschied von ihr. Dritthalb darauf folgender Jahre war ich Hauslehrer bei den Kindern des Gra-

fen von Bernstorff-Gyldensteen, Enkels des berühmten dänischen Staatsministers. Unter den düsteren einsamen Tannen seiner Güter im Lauenburgischen führte ich als freiwillig Verbannter ein melancholisches Einsiedlerleben, das ich durch Briefwechsel, Studium der griechischen Tragiker, Entwürfe, namentlich aber durch spaziergängerische Liebeserinnerungsschwärmereien ausfüllte. Die Liebe führte mich sogar zurück nach Kiel — auf's Carcer, wo ich in meiner Eigenschaft als gräflicher Hofmeister über vier Wochen nachträglich Buße that für ein unglückliches Pistolenduell zwischen einem Studenten, der erschossen wurde, und einem dänischen Offizier, an dem ich weiter nicht theilhaftig war, als durch pflichtmäßige Lieferung von Waffen und Geld. Der Prozeß wurde erst nach meinem Abgange von der Universität entschieden. Leicht hätte ich, besonders durch die mir angebotene Vermittlung des Grafen die zuerkannte Carcerstrafe in Geldbuße verwandeln oder wohl ganz frei ausgehen können, aber ich zog Gefängniß in der Nähe eines geliebten Wesens meiner Tannenwälderfreiheit vor. Einige Abwechslung in diesem öden Leben boten Reisen nach Kopenhagen und den dänischen Inseln, wodurch ich mit jenem schönen, aber unglücklichen Lande bekannt wurde. Außerdem ward ich mit dem Leben des norddeutschen und dänischen Landadels bekannt. Dieses Lebens vielfach überdrüssig und voll Sehnsucht nach einer jugendlicheren, geistig belebteren Existenz erfor ich auf Anrathen eines Freundes (Trendelenburg, jetzt Professor in Berlin) die Rheinuniversität zur Fortsetzung meiner philosophisch philologischen Studien. Hier beschäftigte ich mich vornehmlich mit griechischer Philosophie, Plato und Aristoteles. Die Frucht dieser Studien war eine Abhandlung über die eigentliche Natur der Platonischen Ideen (später in Altona bei Hammerich gedruckt). — Mein Bleiben in Bonn war leider nicht von langer Dauer. Wider Willen wurde ich in die ärgerlichsten Händel mit der gesammten Landsmannschaft der Westphalen verwickelt, die sich, nach Allem, was ich sonst höre, einmal ausnahmsweise studentisch schlecht gegen einen Einzelnen benahm, der im Rufe eines furchtbaren Krummsäbelschlägers und überhaupt eines im Beleidigungsfall verzweifelten Menschen stand. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Herrn Rehfues kennen. Er machte sich anständig, ertheilte mir jedoch den Rath, die Universität zu verlassen. Die letzten Wochen meines Rheinaufenthaltes, den ich zu manchen Streife-

reien in diesen schönen Gegenden benutzte, brachte ich in einem vom benachbarten Landhause des Präsidenten Wurzer zu, wo ich ganz allein haufete und den wüthenden, brausenden Eisgang des Rheins im Frühling 1829 unter meinem Fenster vorüberrollen sah. Auch meine Seele war damals voll Eises, aber nicht aufgehenden, nicht durch Frühlingssonne gelöst. Das mondscheinbeleuchtete, zerrissene Siebengebirge mit seinen zerbröckelten Burgen, der tosende Schrei, die furchtbare, nächtliche Einsamkeit harmonirten mit meinen Gefühlen, die Welt schien mir eifig an meinem Herzen vorüberzustürzen und dies Herz war selber kalt durch den Tod der Geliebtesten, der Mutter, und durch die Hochzeit Juliens (so hieß sie), und alles Hoffen und die Herrlichkeit meines Lebens schien mir todt und abgethan wie Ritterburgenvorzeit. — Das Juli-Scenenjahr 1830 traf mich in Hamburg, im Umgang mit Heine, Zimmermann, Mallitz und Andern. Die französische Begeisterung war mir zuwider und selbst ihr Umschlagen in deutsche konnte mich für den fremden Ursprung nicht entschädigen. Etwas früher gab ich eine metrische Uebersetzung einer epischen Episode des Argonautenzuges, im Pindar, unter dem Namen Viveta heraus. Ich schrieb eine Vorrede dazu, die mir Heine's Bekanntheit, Gunst und die von mir gewürdigte Schmeichelei zuzog, er beneide mich um meine Prosa. Da ich dem Ding eine Zeitbedeutung geben wollte, verglich ich den Argonautenzug mit dem Zuge der Russen über den Balkan und widmete es Diebitsch, dem ich, um dies beiläufig zu bemerken, in einem prophetischen Sonett seinen späteren Fall voraussagte. Dieser Zufall und die Dankfagung des Diebitsch aus seinem Lager in der Türkei (der Brief wurde mir durch den russischen Gesandten in Hamburg, Herrn v. Struve, eingehändig) verleihen noch jetzt in meinen Augen jener Uebersetzerarbeit einigen Werth. — Mein Aufenthalt in Holland ist der Lesewelt durch das Werk dieses Namens bekannt geworden, minder die Stellung, die ich dort hatte, und daß ich aus Discretion manche interessante Aufschlüsse für mich behielt. Ich befand mich im Hause des dänischen Gesandten im Haag, dem damaligen neutralen Zusammenflusse des Gesandtschaftspersonals, der Hofleute und der vornehmen Welt. Baron v. Selby hatte außer mehreren Töchtern einen einzigen Sohn von siebzehn Jahren, der zur Universität vorbereitet werden sollte. Zufällig wurde mir dieses Amt angetragen und ich nahm es um so

lieber an, da der Krieg zwischen Belgien und Holland mir einen interessanten und fruchtreichen Aufenthalt in diplomatischer Sphäre versprach, worin ich mich denn auch nicht betrog. 1831 begab ich mich nach Kiel, wo ich später als Docent der dänischen Literatur und Sprache auftrat, mit dem Vorsatze, mich zu Geschichtsvorträgen gründlich vorzubereiten. Ich las Gothisch, Mitteldeutsch (die Kenntniß des Holländischen hatte mich auf altdeutsche Studien geführt), Geschichte der deutschen Literatur privatim, und trug publice jene Vorlesungen über die Aesthetik vor, die ich hinterher unter dem Titel der „Feldzüge“ herausgab. Sie können denken, daß ich mir durch solche direct gegen den akademischen Plunder und die geheiligten Lebensmiseren angehende Vorträge mehr den Beifall der Studenten (ich sehe sie noch, das ganze Auditorium vollgepropft, selbst Fensterbänke und Thüren besetzt, in begeisterter Stille um mich her), als die Günst meiner Collegen erwerben konnte. Ich hätte mich dieser auch wohl entübrigen können, wäre der Kieler Student nicht im Durchschnitt mittellos und der Lehrer genöthigt, jedem sogenannten Convicturisten die Collegiengelder auf eine bestimmte Zahl von Jahren nach Abgang von der Universität zu creditiren, was einem Anfänger die Existenz erschwert oder wohl gar unmöglich macht. Ich faßte daher den Entschluß, zu resigniren, und verlebte darauf einen Winter in Cutin, wo die Tischbein'sche Familie den schönen Rest früherer Bössisch-Stolberg-Jacoby-Tischbein'scher Zeiten bildet, und wo mir die künstlerische Nachlassenschaft Tischbein's viel Genuß und Erheiterung gewährte. Ich wollte sogar das Leben dieses malenden Naturkinds schildern, mußte es aber unterlassen, weil die Familie seinen Aufenthalt in Italien nur von Hörensagen kannte und ein braunschweigischer Gelehrter, ein alter Freund des Verewigten, sich im Besitz eines großen Theils seines Briefwechsels befand, zu dessen Auslieferung man mir keine Hoffnung machte. In Cutin schrieb ich die polemische Abhandlung für die hochdeutsche gegen die plattdeutsche Sprache, wozu ich speciell durch einige Schandprozesse aufgefördert wurde, welche die Cutiner Justiz gegen einige unglückliche, verzweifelte, eigenthumlose, ja beinahe obdachlose Landarbeiter und gegen, wie sich später erwies, unschuldige, des Mordes eines dänischen Gesandten (Herrn von Duelen) angeklagte Bediente führte, die beinahe sämmtlich der hochdeutschen Sprache nicht mächtig und also so gut

als verteidigungslos und der Willkür preisgegeben waren. — Von Gutin ging ich nach Altona, wo mich Gutzkow aufsuchte, der damals noch mit Menzel im Briefwechsel stand, und durch denselben vor dem Verfasser der ästhetischen Feldzüge gewarnt wurde. Mir war schon damals und früher Menzel's aufgeblähtes, grobes, nichtsagendes Wesen zuwider. Im Frühjahr 1835 machte ich eine Reise durch die Niederlande, den Rhein bis Mainz hinauf, nach Frankfurt, wo ich, auf Gutzkow's Antrag, mich freudig zur Mitherausgabe einer dem Zeitgange und den Bedürfnissen der zersplitterten Literatur entsprechenden Wochenschrift unter dem (wohl schlechten) Titel einer „deutschen Revue“ willig fand. Menzel's persönlich diffamirenden Angriff auf Gutzkow entgegnete ich durch das „Programm der deutschen Revue“, eine Broschüre, welche den zweifachen Fehler hat, daß sie sich 1) zu viel mit Menzel und zu wenig mit der deutschen Revue beschäftigt, und 2) daß sie mich in der Aufregung des Augenblicks und meiner Freundschaft zu Gutzkow die parteilose höhere kritische Stellung vergessen ließ. Aber Menzel's Schändigkeit war derartig, daß sie mir nur eine persönliche Züchtigung zu verdienen schien, und die Verleumdung Gutzkow's war so platt und niederträchtig, daß ich mich seiner, ohne weitere kritische Abwägung, mit Haut und Haar annehmen zu müssen glaubte. Der Fehler blieb indeß derselbe, oder vielmehr, ich hätte diese persönliche Streitigkeit besonders abmachen und nicht mit der Sache der deutschen Revue zusammenbringen sollen. Zu Ostern dieses Jahres waren meine „Wanderungen durch den Thierkreis“ erschienen, das Product einer Stimmung, die ich von leidenschaftlicher Bitterkeit nicht ganz freisprechen will. Jetzt begannen die Regierungen auf eine junge Literatur aufmerksam zu werden, in der sie eine geschlossene, staats- und sittengefährliche Verbindung zwischen politisch-radicalen und sittlich-leichtfertigen Grundsätzen zu erblickten glaubten. Zufällig wurde mir das aufsteigende Gewitter ziemlich früh verrathen und ich erhielt actenmäßige Kenntniß von den Verhandlungen gegen das sogenannte junge Deutschland (ein Name, der auf wunderliche Weise aus einer Dedication der Feldzüge an die gesammte und namentlich die studirende deutsche Jugend zu einer reichsofficiellen Geltung gelangte. Der preussische Gesandte machte den Anfang mit der Anzeige, daß die „Wanderungen durch den Thierkreis“ von Preußen verboten worden, weil sie Haß gegen die beste-

henden Ordnungen, gegen die Reichen (!) u. s. w. verbreiteten; worauf der Bundestagspräsident überhaupt auf die höchst gefährlichen, combinirten Tendenzen einer auftauchenden sogenannten jungen Literatur oder eines jungen Deutschlands aufmerksam machte, die um so gefährlicher, da sich das Talent der Darstellung damit verbinde, wobei dann die bekannten Fünf namentlicher Designation gewürdigt wurden. Daß er bei dieser Gelegenheit, wie ich glaube, meinen Namen vorausschickte, scheint mir zu beweisen, daß die politische oder unmittelbare Tendenz der Hauptdorn im Auge war; sonst traue ich dem Dunkel des Dichters der Griseldis mehr Geschmac und Einsicht zu. Hieran knüpfte sich die Aufforderung an sämtliche Gesandte, an ihre resp. hohen und höchsten Höfe über dies Unwesen zu berichten, und gemeinschaftliche Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu treffen. Ich war also so ziemlich auf die Schläge vorbereitet, welche die junge Literatur treffen sollten. Mittlerweile war man perfid genug, einen Roman wie die Wally, dessen größtes Verbrechen seine Gebrechen, als die Quintessenz der jungen Literatur umherzutrommeln und wie diese theologisch, moralisch, ästhetisch herunterzumachen. Die Resultate obiger Bundestagsverhandlungen sind bekannt. Weniger sind es die persönlichen Widerwärtigkeiten, die ich in Folge dieses Verbotes erleben mußte. Es schien, als wenn nicht allein meine Schriften, sondern auch meine Person in Deutschland verboten werden sollte. Aus Frankfurt verwiesen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwiesen, (wo sich der Civilgouverneur Präsident von Lichtenstein auf das humanste, jedoch erfolglos, meiner annahm) ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben (es wurde mir fogar im Weigerungsfall mit Dragonern gedroht), reiste ich nach Cassel ab, wo mir ebenfalls die Weisung, die Stadt zu räumen, erteilt wurde, bis ich endlich in meinem Geburtsorte Altona die Erlaubniß erhielt, deutsche Luft zu athnen. Den Schmerz und die Entrüstung über dies Verfahren und die Unwürdigkeit so mancher Behörden, mit denen ich bei dieser Jagd in Berührung kam, habe ich in dem Vorworte zu meinem „Tagebuche von Helgoland“ ausgesprochen, freilich nicht in der Stärke, wie ich's empfand. Nach Helgoland begab ich mich im eigentlichsten Sinne aus Oefel vor dieser continental-deutschen Polizeiluft im Frühlinge 1836 und lebte dort bis zum Herbst. Ein anfangs mit großer Lust begonnener Roman gerieth in's Stocken;

doch ist aufgeschoben vielleicht nicht aufgehoben. Zu meinen auf der Treibjagd unternommenen und gefertigten literarischen Arbeiten gehört auch „das classische Alterthum, dargestellt durch deutsche Classiker“ geordnete Auszüge aus Winkelmann, Lessing, Goethe u. s. w. über die Griechen und Römer, mit einem Vorworte über das Studium des Alterthums.

Das classische Alterthum, dargestellt durch deutsche Classiker, geordnete Auszüge aus Winkelmann, Lessing, Goethe u. s. w. über die Griechen und Römer, mit einem Vorworte über das Studium des Alterthums.